

Stadtbild, zeigen aber auch, wie sich »klassische« Ansichten und identitätsstiftende Wahrzeichen wie diejenigen des Turms der Marienkirche oder des Tübinger Tors herausbildeten.

Die prägnanten und informativen Kommentare lassen die Bilder zu wertvollen Dokumenten der Stadt-, Kultur- und Alltagsgeschichte werden.

Ganz anders in Anspruch, Aufmachung und Ausrichtung, aber gleichwohl gelungen ist der von Hermann Pfeiffer zusammengestellte und vom Stadtarchiv Reutlingen in Verbindung mit dem Bezirksamt Betzingen herausgegebene Bildband »Betzingen im Foto«. Hier geht es nicht um an ästhetischen Kriterien orientierte Atelierfotografie, sondern um eine Fülle von Bildern aus dem Stadtarchiv und aus privaten Sammlungen, die in 14 sachthematischen Kapiteln die Entwicklung und das Leben des Dorfes seit seiner Eingemeindung nach Reutlingen dokumentieren. Im Kapitel »Mehr evangelisch als katholisch« sieht man die Weihe der katholischen Kirche 1972 durch Weihbischof Herre, daneben aber auch eine religiöse Feier der Pius-Bruderschaft samt Bischof Williamson, der nach Erscheinen des Buches noch für so viel unrühmliches Aufsehen sorgen sollte. Dem Bildband vorangestellt ist ein historischer Beitrag von Heinz Alfred Gemeinhardt, der Betzingens Weg seit der Eingemeindung als Erfolgsgeschichte nachzeichnet. Durch die Eingliederung in die finanzkräftige Kommune gelang es Betzingen auf seinem Weg zum Industriestandort leichter, große öffentliche Aufgaben im Bereich der Infrastruktur zu realisieren, ohne dabei die eigene Identität als »Dorf« völlig preisgeben zu müssen. Diesen Weg vermögen die rund 1000 Fotos eindrücklich zu illustrieren.

*Herbert Aderbauer*

ANDREAS SCHMAUDER, MICHAEL WETTENGEL (Hrsg.): Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte, Kunst und Kultur, Bd. 55. Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 2007. 428 S., s/w u. farb. Abb. ISBN 978-3-7995-8045-8. Kart. € 29,80.

Der Jahresband 2009 eröffnet mit einer sprach- und literaturwissenschaftlichen Untersuchung. Norbert Kruse ediert, überträgt und kommentiert ein in einer Handschrift des Benediktinerklosters Weingarten überliefertes deutschsprachiges Ave-Maria-Gedicht aus der Zeit um 1400. Dem Gedicht liegt das lateinische Ave Maria zugrunde: Jedes Wort des lateinischen Gebets ist in deutscher Übersetzung der Beginn einer neuen Strophe, die Strophenanfänge ergeben demnach als Akrostichon wiederum den Wortlaut des Ave Maria.

Hans Göggelmann schildert und kommentiert ein in mehrfacher Hinsicht brisantes Strafverfahren vor dem kaiserlichen Landgericht in Ulm aus den Jahren 1493/94. Der Prozess fand vor diesem Gericht – und nicht vor dem städtischen Gericht – statt, weil die Angeklagten in Ulm lediglich ergriffen worden waren, ihre Straftaten im Sinne einer Bandenkriminalität jedoch auf Kaisheimer Territorium verübt hatten. Bemerkenswert ist, dass sich die städtische Bevölkerung und offenbar auch der Magistrat mit den Angeklagten solidarisierten, so dass sich die herzoglich-bayrischen Kläger bedroht fühlten und die Stadt wieder verließen. Von Interesse ist das Verfahren, dessen Urteil nicht überliefert ist, aber auch deshalb, weil auf Klägerseite Ulrich Tengler maßgeblich beteiligt war, dessen 1509 erschienener »Laienspiegel« für das gesamte 16. Jahrhundert für die juristische Praxis im Reich prägend gewesen ist.

Seit Jahrzehnten befasst sich Wolfgang Dobras mit den Herbarien des in Geislingen, Überkingen und zuletzt in Ulm wirkenden und 1607 verstorbenen Lateinschullehrers Hieronymus Harder. Dobras konnte dabei die Zahl der Harderschen Herbarien von

zehn auf zwölf steigern. Sein Aufsatz schildert die Biografie Harders, erläutert den Aufbau der Herbarien, die zu den frühesten überhaupt gehören, und stellt sie anschließend einzeln in Wort und Bild vor. Die Schicksale der Herbarien spiegeln ihre Bedeutung wider: einst »Geschenke« an Fürsten und Bischöfe, werden sie heute – zumeist in Bibliotheken und Museen – in Heidelberg, München, Ulm, Überlingen, Lindau, aber auch in Wien, Zürich, Linz und in Rom aufbewahrt.

Methodisch bemerkenswert ist die Auswertung dreier »Ego-Dokumente« aus dem Dreißigjährigen Krieg durch Ulrich Ufer. Die Quellen stammen aus der Feder von Personen unterschiedlicher konfessioneller und sozialer Herkunft. Der Salemer Zisterzienser Sebastian Bürster verfasste eine Autobiographie, um seine Kriegserfahrungen an die Nachwelt weiterzugeben. Der protestantische Handwerker und weitgereiste Bürger der Stadt Isny, Hans Conrad Lang, schrieb ein Tagebuch, um seinen Kindern aus seinem Leben zu berichten. Das dritte Dokument, ebenfalls ein Tagebuch, stammt von Johann Heinrich von Pflummern, einem katholischen Stadtrat in Überlingen mit engen Kontakten zum Kaiserlichen Hof in Wien. Ufer geht es darum, jenseits der individuellen, explizit in den Texten geschilderten Erlebnissen Hinweise auf die Mentalitäten der Zeitgenossen des Dreißigjährigen Kriegs zu destillieren. Er untersucht dazu eher die »indirekten und ungewollt hinterlassenen Spuren« und analysiert vor allem die stark religiös bestimmte Sprache als »Mittel der Sinnggebung und Kohärenzerstellung«. Dabei werden bei allem Trennenden durchaus konfessionsübergreifende Denkmuster sichtbar. Insgesamt, so das Fazit des Autors, wurde der Krieg letztlich nicht als Religionskrieg wahrgenommen. Die Zeitgenossen erlebten und deuteten ihn als Strafe Gottes und nicht als das Ergebnis konfessioneller Auseinandersetzungen.

Diesen Befund bestätigt auch der Beitrag von Shin Demura über die seit der Schlacht bei Nördlingen umfangreichen Flüchtlingsströme in die Reichsstadt Ulm. Bei der Aufnahme und Behandlung der Flüchtlinge spielte die Konfession keine Rolle. Wichtigere Kriterien waren die Vermögensverhältnisse und die Zugehörigkeit zum Ulmer Territorium. Wer von außerhalb des Territoriums in die Stadt floh, musste hierfür bezahlen. Wer die für seine Versorgung notwendigen Lebensmittel nicht vorweisen konnte, wurde abgewiesen. Demura wertet die Listen des eigens für die Aufnahme der Flüchtlinge eingerichteten Quartieramts aus und kann dabei nachweisen, dass die große Zahl an fliehenden Menschen und Vieh nicht nur zu drangvoller Enge und zu Seuchengefahr führte, sondern für die vermietenden Ulmer Hausbesitzer eine ansehnliche Einnahmequelle darstellte.

Ein spannendes kulturgeschichtliches »Kleinod« stellt Hans Holländer in seinem Beitrag über das »Grosse Königs-Spiel« des Ulmer Patriziers Christoph Weickhmann vor. Das 1664 veröffentlichte Strategie- und Kriegsspiel ist eine reichlich komplizierte Weiterentwicklung des Schachs, in die auch Erfahrungen des Dreißigjährigen Kriegs eingeflossen sind. So kämpfen bis zu acht Parteien gegeneinander, was an die verwirrenden Schlachtenkonstellationen und Koalitionen dieses Kriegs gemahnt. Mit dem von Weickhmann parallel zum Spiel herausgegebenen Buch wird dessen eigentliche Bestimmung als Konversationsspiel deutlich. In 60 »Observationes« wird zudem vorgegeben, worüber aus dem Spiel heraus diskutiert werden kann: über Gemütsbewegungen etwa oder über Fragen der militärischen Taktik, aber auch über die Frage, warum die Monarchie (»Königs-Spiel«) der Oligarchie und der Demokratie vorzuziehen sei. Und warum man weibliche Herrschaft ablehnen sollte. Hier war Weickhmann konsequent: eine Dame gibt es in seinem Spiel nicht.

Mit dem Kirchenregiment der Reichsstadt Ulm und ihrem Vorgehen gegen einige Pietisten im Ulmer Territorium befasst sich der Beitrag von Hans-Erich Dietrich. Fünf

Handwerker aus Schalkstetten waren ab 1712 wegen ihrer Zusammenkünfte im Geislinger Konventikel von ihrem Pfarrer beim Magistrat angezeigt worden. Dies stellte aus Sicht des Magistrats eine Gefahr für den Kirchenfrieden und die Einheit des Glaubens dar. Dietrich bescheinigt der Ulmer Behörde ein durchweg maßvolles Vorgehen, insofern sie mit gehörigem Aufwand versuchte, religiöse Überzeugungsarbeit zu leisten. Dass es dennoch zu kurzen Haftstrafen und zur Verurteilung zu Schanzarbeiten kam, sei nicht wegen des abweichenden Glaubens der Angeklagten geschehen, sondern weil sie sich nicht an Anordnungen der Obrigkeit gehalten hätten. Ob eine solche Differenzierung tragfähig ist, ist angesichts der engen Verzahnung von weltlicher und kirchlicher Obrigkeit allerdings fraglich.

Markus Dewald widmet sich Theaterinszenierungen der Welfensage, die ab 1826 belegt sind. Als Historienspiel wurde der Sagenstoff vor allem im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in Weingarten und – aufgrund der verwandtschaftlichen Beziehungen des damaligen Schullehrers – auch in Neuhausen auf den Fildern zur Fasnacht aufgeführt. Eine erste Theater-Bearbeitung geht wohl auf Gabriel Bucelin zurück, der sie um 1662 im Kloster Weingarten verfasst haben soll. Damit steht das Stück in der klösterlichen Theater-Tradition. Durch seine Interpretation des Stücks als Normübertretung und Normwiederherstellung sowie im religiösen Sinn als Begehung der Superbia-Sünde (durch die die Narrheit in die Welt kam) und ihre Überwindung durch das Gute vermag Dewald den – heutigem Denken nicht mehr offenkundigen – Kontext mit der Fastnacht aufzuzeigen.

Als Fundgrube für historisch interessante oder auch nur kuriose Details des städtischen Alltags stellt Marie-Kristin Hauke in einem eher unterhaltsam narrativ gehaltenen Beitrag das seit 1752 erscheinende Ulmer Intelligenzblatt vor. Der Quellenwert der Zeitung wird insbesondere bei der Auswertung für die Zeit der Hungerkrise von 1816/17 sichtbar, liefert sie doch zeitgenössische Informationen zu Nahrungsmittelknappheit, Preisentwicklung und Versuchen zur Marktregulierung, Tipps für Ersatznahrungsmittel, Hinweise zur Erkennung von Mangelkrankheiten, Nachrichten über den Straßenbettel, aber auch über wohltätige Spenden und organisierte Armenspeisungen.

Ob er nun zum »Rex agriculturae« ausgerufen wurde oder nicht: sicher ist, dass König Wilhelm von Württemberg als Förderer der Landwirtschaft, insbesondere der Viehzucht, in die Geschichte einging. Rainer Loose würdigt seine Bemühungen, insbesondere neue und effizientere Nutzierrassen zu züchten und durch das Vorbild der königlichen Musterbetriebe wie in Weil, Scharnhausen, Hohenheim oder – für Oberschwaben – in Manzell »die starren ländlichen Strukturen und Verhaltensweisen aufzubrechen«. Als Ausgangspunkt für die staatlichen Initiativen wird die Hungerkrise von 1816/17 thematisiert, der Untersuchungszeitraum endet »ca. 1848«. Die durch diesen Zeitraum naheliegende Frage nach möglichen Auswirkungen der landwirtschaftlichen Förderungen auf den Verlauf der Hungerkrise von 1846/47 bleibt allerdings ausgeblendet.

Mit Leben und Werk des Biberacher Lithographen Eberhard Emminger befasst sich Markus Dewald in einem zweiten Beitrag. Trotz der sich abzeichnenden Konkurrenz der Fotografie vermochte es Emminger, mit seinen detailgetreuen, aber stets zur Idylle neigenden und mit betonter Harmonie in ihre natürliche Landschaft eingebetteten Ortsansichten Veduten großer Beliebtheit und von bleibendem historischen (Quellen-)Wert zu schaffen.

Das heutige Erscheinungsbild vieler Werke der ulmischen Spätgotik ist weitgehend durch die Bearbeitung der Restauratoren des 19. Jahrhunderts geprägt. Evamaria Popp stellt Leben und Wirken des Ulmer Malers und Restaurators Friedrich Dirr vor und

zeigt dabei exemplarisch Restaurierungsmethoden auf, die nicht den Erhalt jedes originalen Befundes als oberste Maxime verfolgten, sondern durch Ergänzungen und Neufassungen für ein neues, nazarenisch-süßes Erscheinungsbild sorgten. Der Technik-Geschichte der aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammenden Marbacher Mühle bei Saulgau ist der abschließende Beitrag von Albert Haug gewidmet.

*Herbert Aderbauer*

STADTARCHIV UND REUTLINGER GESCHICHTSVEREIN (Hrsg.): Reutlinger Geschichtsblätter NF Nr. 45. 2006. Reutlingen: Stadtarchiv 2007. 268 S., Abb. ISSN 0486-5901. Geb. € 19,50.

Auf dem Umschlag wird der umfangreichste Artikel über die archäologischen Ausgrabungen am »Rappenplatz« auf der Achalm als »Schwerpunktthema« ausgewiesen, doch liegt der eigentliche Akzent der Zeitschrift viel eher auf Beiträgen, die Außenbezüge der Stadt betreffen. Wolfgang Zimmermann widmet sich den Beziehungen des Zisterzienserklosters Königsbronn zu Reutlingen. Dabei gelingt es ihm, die verwickelten und vielschichtigen politischen und juristischen Konstellationen präzise und anschaulich darzustellen. Sowohl die Gründung des Klosters Königsbronn als auch die 1308 erfolgte Übertragung der Patronatsrechte der Reutlinger Pfarrkirche auf das Kloster standen im Kontext habsburgischer Territorialpolitik. Mit der bald darauf erfolgten Inkorporation der Pfarrei in das Kloster war der Abt von Königsbronn formal Reutlinger Kirchherr, der die Seelsorge einem vom Kloster angestellten Vikar übertrug. Nach der Reformation der Stadt verkaufte das Kloster sämtliche Rechte im Bereich der Reichsstadt an das Reutlinger Spital. Als wenig später das Herzogtum Württemberg das Kloster Königsbronn reformierte, übernahm es auch dessen Reutlinger Klosterhof. Das markante Gebäude in der Altstadt (heute Heimatmuseum) blieb somit über die gesamte Reichsstadtzeit ein herrschaftlicher Fremdkörper.

Einem zweiten Klosterhof, dem Zwiefalter Hof, ist der Beitrag von Egbert Martins gewidmet. Martins rollt nochmals die unglückselige Entscheidung von 1974 auf, die Gebäude des Zwiefalter Klosterhofs in der Reutlinger Altstadt abzureißen. Martins kann belegen, dass der Gebäudekomplex erhaltenswerte mittelalterliche Bausubstanz aufwies. Angesichts der bereits von außen sichtbaren gotischen Fensteröffnungen wird man wohl weniger von Unkenntnis als vielmehr von einem mangelnden Interesse der damaligen Entscheidungsträger an der Erhaltung der historischen Gebäude ausgehen müssen.

So sehr die Silhouette der Achalm als Identitätsfolie für Reutlingen dient(e), so war sie doch während der Reichsstadtzeit lange württembergisches »Ausland« gewesen. An diese Tradition knüpfte König Wilhelm in gewissem Sinn an, als er das Hofgut, das zwischenzeitlich in Privatbesitz gelangt war, 1822 für sein Privatvermögen ankaufte. Eberhard Fritz beschreibt in seinem Beitrag die Bemühungen des Hauses Württemberg, das Hofgut als landwirtschaftliches Mustergut insbesondere für die Schafzucht und Wollegewinnung zu betreiben. Erst nach massiven Einbrüchen im deutschen Wollmarkt zu Beginn des 20. Jahrhunderts verpachtete das Haus Württemberg das Hofgut, um es unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich an einen Schafhalter zu verkaufen. Dieser überließ wiederum der Stadt den bewaldeten Gipfel der Achalm, sodass die symbolträchtige Ruine doch noch in Reutlinger Besitz gelangte.

Die Flucht eines reformatorisch gesinnten Mönches des Klosters Güterstein nach Reutlingen nimmt Roland Deigendesch zum Anlass, den Kartäuserorden und das Klos-